

## Immer anfangen

Katharina Eisch

### Überlegungen zu Feldforschung und volkskundlicher Identität

Am Anfang dieser Überlegungen stand die Aufforderung, im Rahmen eines im April 1998 in Tübingen veranstalteten Nachwuchstreffens über «Feldforschung» und, im Untertitel, zur «methodischen Identität» unseres Faches zu referieren.<sup>1</sup> Am Anfang stand auch meine Verwunderung über die Priorität, die damit der Feldforschung für die volkskundliche Identitätsbildung per se eingeräumt wurde – und die nicht meinem eigenen Eindruck einer eher randständigen Rolle entsprach, die diese Methodik in Forschungen und Fachdiskussionen spielt. Als der Beitrag dann auch noch, gleichsam programmatisch, weit an den Anfang des Referatssteils gestellt wurde, sah ich darin Anlass genug, eine erste, ebenso platte wie vorläufige Ausgangsthese zu versuchen. Nämlich: Volkskunde, Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie ist anfänglich das Fach der Feldforschung.

Wenn man so will, lassen sich dafür in den Anfängen des Faches durchaus Anhaltspunkte finden, sowohl methodisch als auch inhaltlich-konzeptionell. So formt sich die Ethnologie, Ethnographie oder Volkskunde – die Begriffe sind zunächst ja kaum voneinander abgrenzbar – wie andere moderne Wissenschaften im Gefolge der Aufklärung und der Industrialisierung. Der aufgeklärte Mensch «lernt» den distanzierenden wissenschaftlichen Blick, die Entgegensetzung von Subjekt und Objekt und erfährt damit ein Fremdwerden der Welt, der neuen wie der alten. Dabei wird die Ethnographie als diejenige Wissenschaft notwendig, die als einzige eben diese Fremdheit und die Dialektik von Eigen und Fremd thematisiert. Gerhard Lutz beschreibt, wie sich zeitgleich im späten 18. Jahrhundert im Bereich der statistischen Landesbeschreibung wie in der Geographie die Frage nach dem Menschen in seinen gesellschaftlichen Zusammenhängen als inhaltliche und methodische Forschungsfläche auftritt:<sup>2</sup> Der Mensch wird sich äusserlich, fremd; er beginnt, sich selbst in seiner Fremdheit zu betragen.

Für dieses Anliegen schafft man sich – offensichtlich ohne besondere Anstrengungen einer theoretischen Systematisierung – methodische Grundlagen, die sich zumindest probehalber durchaus in heutige Begriffe übersetzen lassen. Demnach wäre schon im Bemühen der Statistik, vor Ort die bestehenden Verhältnisse eigen und fremder Länder zu untersuchen, die empirische Wissenschaft vorgegeben, die (ob nun in kritischer oder staatstragender Absicht) auch den Anspruch gesellschaftlicher Einwirkung erhebt. Man kultiviert das Wandern und Reisen als empirische Methode und die Reisebeschreibung als Quelle – und damit als Vorläuferin des Feldtagebuchs. In der ungewohnten wissenschaftlichen Aufmerksamkeit für das fremde bzw. fremdgewordene Volk bieten sich wohl von selbst alltagskulturelle

ebenso wie regionale Perspektiven an. Das Dageweseensein, die authentische, lebendige Begegnung mit dem Fremden, wird zum ersten und häufig einzigen Beleg für die wissenschaftliche Wahrheit des Beschriebenen; damit aber instrumentalisiert man die subjektive Wahrnehmung des Forschers oder auch der Forscherin zum Zweck wissenschaftlicher Beschreibung: Hier wäre also vorgezeichnet, was später teilnehmende oder nichtteilnehmende Beobachtung heisst. Parallel dazu nimmt das Gewährsleutenprinzip gleichsam das narrative Interview und die Oral History vorweg – zumindest aber erfindet man den Informanten und die persönliche Gesprächsbeziehung als Datenquelle. Wollte man Fachgeschichte (in wohl sträflicher Verkürzung) solcher Massen rezipieren, so liesse sich diese volkswundliche Methodik als deckungsgleich mit den programmatischen Umrisen heutiger Feldforschung zeigen.<sup>3</sup>

Treiben wir diese spielerische Methodensuche in der volkswundlichen Vor- und Frühgeschichte noch weiter, so wird ausserdem deutlich, wie sich die Volkskunde im 19. Jahrhundert permanent an die verschiedensten anderen Wissenschaften anlehnt – an Geschichts- und Altertumswissenschaften, Germanistik, Philologie, Geographie, Psychologie uvm. Nach Bedarf übernimmt sie deren Methoden und integriert sie in eine Melange, die man als spezifisch volkswundlich bezeichnen könnte – und deren Kern, ihren Bodensatz vielleicht, die oben beschriebenen Feldzugänge bilden. Die Volkskunde entwickelt sich so über eine vielseitige und offene Methodik und erschliesst sich ein weites Repertoire mündlicher und schriftlicher Quellen zum Studium des fremdgewordenen Menschen und seiner Lebenswelt. Dazu verortet sie sich quasi im Kreuzungspunkt der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften: Volkswundliche Identität erstreckt interdisziplinär, und – wie das als Schlagwort und kollektive Selbstverortung inzwischen heimlicher Konsens zu sein scheint – «zwischen den Stühlen».<sup>4</sup> Ignoriert man einmal die ideologischen Ansätze ab dem 19. Jahrhundert gerade die offeneren und subjektivistischen Ansätze ab dem 19. Jahrhundert gewonnen haben, so ist aus diesen Anfängen eine Entwicklungslinie denkbar, die kontinuierlich zur Feldforschung und zu einer modernen europäischen Ethnologie führt – besser: führen könnte, noch besser: hätte führen können. Wir wissen, dass das nicht so ist, ich setze also das bisher Gesagte in einen vorsichtigen Konjunktiv und vermute, dass schon die ersten Fachvertreter mit dieser Interpretation nicht so ganz einverstanden wären. Denn bereits im Entstehen distanziert das Fach sich von sich selbst, schämt es sich seiner feldforschungsbezogenen Charakteristika. Soweit ein Bewusstsein für theoretische und methodische Reflexion existiert, versucht man mit dem wachsenden Monopolanspruch des «Tatsachenblicks»<sup>5</sup> die Subjektivität und Zufallsbestimmtheit der eigenen Feldzugänge zientistisch zu bemänteln, man versteckt sich hinter dem Sammeln und Sortieren von Daten und Dingen so wie einem antiquarischen Bewahrungsauftrag. Nebenher entwickelt sich auch die Statistik als empirische Wissenschaft in eine andere, ebenso konsequente Richtung hin zur positivistischen Objektivierung, zur empirischen Sozialforschung.<sup>6</sup>

Dazu kommt schliesslich auch das von Gerhard Lutz als deutscher Sonderweg dargestellte Bemühen der Volkskunde, sich von der aufs «Primitive» hin orien-

tierten Völkerkunde – und damit vom Etikett «Ethnologie» – abzusetzen.<sup>7</sup> Damit aber etabliert sich ein schizophrones Verhältnis zur eigenen Methodik: Zwar hält man, notgedrungen, noch an offenen empirischen Vorgehensweisen fest, das jedoch in zweifelhafter Verkürzung und Unreflektiertheit (so als würde ihre «Unwissenschaftlichkeit» durch schamhaftes Wegschauen verschwinden) – und schliesslich auch unter Abwehr des ethnologischen Charakters volkswundlicher Feldforschung.

Diese Haltung wird erst in der grossen Standortdebatte ab Ende der 60er Jahre revidiert und auf erstaunliche Weise umgekehrt. Denn während man dem Fach nun bis in die Namensgebung hinein ein Bekenntnis zur Ethnologie abfordert, verwirft man zugleich die auch in der Volkskunde entwickelten, ethnologischen Methoden. Darauf blickt Lutz Jeggly 1984 zurück: «Abschied vom Volksleben hiess auch Abschied von den überlieferten volkswundlichen Forschungsmethoden» – und dabei wohl vor allem Abschied von den Gewährsleuten.<sup>8</sup> Sein kurzer Bericht über ein Tübinger Osterseminar 1969 zu «Dokumentation und Feldforschung», das den legendären Auftritt in Detmold vorbereitete, gibt die damalige (und sicher nicht ganz unberechtigte) Kritik wieder:

«Im Feld wird in aller Regel lediglich die Bestätigung für den fixierten Kanon, für vorgefasste Meinungen und bestehende Autoritäten eingeholt. Gewähr dafür, dass das vorgängige Konzept auf alle Fälle bestätigt wird, bieten die Gewährsleute.»<sup>9</sup>

Weiter heisst es hier, das spontane Gespräch als «Lieblingskind der Volkskundler» führe zu «keiner Quantifizierbarkeit der Ergebnisse», es verführe «zu einem nicht überprüfbareren Anekdotalismus»...<sup>10</sup>

Nun geht es mir nicht darum, der gegenwärtig gelegentlich konstatierten «Re-Volkswundisierung» das Wort zu reden – und überhaupt haben wir als die nachfolgende Generation, die bequem auf der damaligen Revisionsarbeit aufbauen kann, leicht reden und leicht lächeln. Klar ist: Die Kritik an überlieferten Reflexionsverweigerungen und erst recht die sozialwissenschaftliche Öffnung und Neuorientierung des Faches war nicht nur im Hinblick auf die nationalsozialistische Vergangenheit des Faches und auf weiterwirkende volkswundliche Borniertheiten richtig und unumgänglich.<sup>11</sup> Vielleicht aber wurden damals (wie gelegentlich noch heute) in der Konfrontation zwischen Volkskunde und Empirischer Kulturwissenschaft doch ein paar Kinder mit dem Bade ausgeschüttet: ausserdem schimmert gerade in den damaligen Debatten ein merkwürdiges volkswundliches Kontinuum durch: Vieles nämlich klingt wieder nach einem verzweigten Mithaltenwollen, dem Minderwertigkeitsgefühl eines kleinen Faches, das sich als Bastard zwischen allen Stühlen fühlt. Die Folge ist jene aus der alten Volkskunde bekannte, schizophrene Haltung zur ethnologischen Methodik und Programmatik. Mit heutigen Augen möchte man in Martin Scharfes zeitgleich über dasselbe Tübinger Kolloquium veröffentlichten Bericht – etwa in Forderungen nach eingehender Reflexion des Forschungsprozesses und seiner Folgen, in Sätzen wie «Jede Beobachtung verändert den beobachteten Gegenstand» – einen mutigen Aufbruch ins Feld erwar-

ten, auf das sich der oder die Forschende in seiner ganzen Dynamik und Veränderlichkeit einlässt.<sup>12</sup> Eine Auseinandersetzung mit dem einstigen Zwillingssach Ethnologie aber wird hier nicht angestrebt, sondern eine beinahe anbieternde Anlehnung an die Soziologie. Dabei propagierte die Tübinger Seminaregruppe ein aus heutiger Sicht eigenartig verkürztes und streckenweise paradoxes Verständnis von Feldforschung: *Teilnehmende Beobachtung* enthielte «nicht von der Pflicht zur Quantifizierung», heisst es beispielsweise.<sup>13</sup> Die Methodendiskussion kreist offenbar um das Formulieren und Auswerten wasserdichter Fragebogen; die Begegnung von Forschenden und Erforschten spielt kaum eine Rolle, findet u.U. auch gar nicht mehr statt. So fordert man Feldforschung und nimmt sie sogleich wieder zurück, indem man sie in ihrem Kern beschneidet. Die szientistische Scham, die das Fach von Anfang an begleitet, erreicht in diesen Jahren wohl einen Höhepunkt.

Dabei ist klar, dass der Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft bei diesem Hase-und-Igel-Lauf mit den «harten» Sozialwissenschaften und einem nie einlösbaren positivistischen Anspruch mit der Zeit die Luft ausgehen musste. Knapp zehn Jahre später wagt man, wieder im Tübinger Turm, eine Bestimmung (aber sicher keine einfache Rückbestimmung) auf offene Methoden als die Stärke des Faches, 1977 und 1980 erscheinen dazu zwei Aufsätze von Hermann Bausinger: Darin beschreibt er als Vorzüge der «weichen» vor den «harten» Vorgehensweisen die Möglichkeit, Kontexte, Unscharfen und Zwischenräume wahrzunehmen und die Dynamik des Feldes in bezug auf seine Historizität und seine Prozessualität zu erfassen<sup>14</sup>; «One must be able, not only to fit findings into a given frame, but to allow the frame to change through unexpected findings»<sup>15</sup> – ein Satz, der für die Empirische Sozialwissenschaft bis heute eine massive Herausforderung darstellen dürfte. Dazu propagiert Bausinger nicht nur die offene teilnehmende Beobachtung, sondern auch «soft historical methods»,<sup>16</sup> was immer man darunter verstehen mag. Insgesamt seien weiche Methoden «wirklichkeitsäquater» und könnten eher auch den Interessen und dem Erfahrungshorizont der Befragten gerecht werden.<sup>17</sup>

1984 erscheint Utz Jeggle's Band «Feldforschung», als ein Neuanfang, ein erster Aufbruch ins Feld – der das Buch eigentlich bis heute geblieben ist: In Sachen Feldforschung scheint es in der Volkskunde immer nur Anfänge zu geben. Hier nun wird über die Entwicklung einer differenzierten fachbezogenen Methodik, die den Blick etwa auf Minderheiten oder auf perspektivische Weltbilder lenken könnte, «die Rückgewinnung der ethnographischen Dimension» gefordert,<sup>18</sup> die Durchsetzung des Indizienparadigmas und der subjektorientierten Methode.<sup>19</sup> «Den volkswundlichen Blick genauer und schärfer zu machen, ohne seine Spezifik und seine Problemorientiertheit einzuschränken», steht als zukünftige Aufgabe im Raum, die nicht «lösbar [ist] ohne massenhafte Feldstudien und deren regelmäßige und hartnäckige Reflexion».<sup>20</sup>

Dass Feldforschung in den seither vergangenen 14 Jahren zumindest nicht zu einem Massenphänomen volkskundlicher Arbeit geworden ist, ist offensichtlich. Monographien, die auf umfassender, komplexer Anwendung ethnographischer Feldforschung basieren, stellen nur einen vergleichsweise geringen Anteil des

publizistischen Outputs des Faches. Dazu scheint auch unter Studierenden bei allem Interesse die Hemmschwelle zu eigener Feldarbeit relativ hoch zu sein, und das selbst dann, wenn Lehrprogramme forciert Feldforschung anbieten. Dabei werden neben sachlichen (und durchaus nachvollziehbaren) Einwänden – allein der Aufwand der Transkription narrativer Interviews ist für eine Magisterarbeit beträchtlich – auch Fremdgeiselfühle und Berührungssängste sichtbar: etwa in der Befürchtung, in einem ungleichen Machtverhältnis die Gesprächspartner und -partnerinnen zu dominieren, oder einfach in der Weigerung, abgegrenzte Territorien und sichere Milieus zu verlassen.

Nun aber drängt sich mit der Behauptung, Feldforschung sei in der volkskundlichen Praxis und Fachdiskussion generell unterrepräsentiert, die Frage auf, was wohl unter einer Feldforschungsstudie zu verstehen sei – und was nicht. Dabei lässt sich die unklare und pauschalisierende Verwendung des Begriffs «Feldforschung», mit dem sich beinahe jede beliebige Einzelmethode gegenwartsbezogener und interaktiver Forschung etikettieren lässt, auch als Teil des Problems begreifen. Trotzdem möchte ich meine Eingrenzungsversuche dessen, was Feldforschung sein könnte, zurückstellen und noch weiter nach ihrem Stellenwert in der Programmatik und im Selbstbild des Faches fragen. Hat man es bei einzelnen, rhetorischen Wiederaufnahmepellen belassen, hat man sich klammheimlich von ihr verabschiedet, bevor man überhaupt wieder damit angefangen hat – oder hat sie doch so selbstverständlich als ein Methodenbereich unter anderen Fuss gefasst, dass es darüber längst nichts mehr zu diskutieren gibt? Und welche Bedeutung hat der Beiname «Europäische Ethnologie», den doch etliche Institute tragen, für das Selbstverständnis des Faches?

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Ausschliesslichkeit meine ich, in aktuellen Standortbestimmungen von Volkskunde/Europäischer Ethnologie drei Abwehrtendenzen von Feldforschung ausmachen zu können:

1. Feldforschung wird ignoriert. Anstelle einer angemessenen Einbeziehung von Beispielen aus der Feldforschung zeigt sich in programmatischen Veröffentlichungen und methodischen Anleitungen immer wieder die Neigung, auf literarische Belege wie z.B. autobiographische Zeugnisse von Schriftstellern zurückzugreifen.<sup>21</sup> Soweit damit Alltags- und Lebenserfahrung gezeigt werden soll, gerät die Literatur zur Ersatzquelle, mit deren Hilfe sich die eigene Begegnung mit dem Feld und den jeweils Betroffenen umgehen lässt. Schlechtweg unüblich ist es demgegenüber, Feldmaterialien überhaupt als volkskundliche Quellen unter anderen zu führen.<sup>22</sup>
2. Man weist der Feldforschung einen festen Platz, und gelegentlich auch einen herausragenden Stellenwert im Methodenkanon zu, beschreibt sie aber deutlich distanzierter und ambivalent. Darstellungen feldforschenden Tuns können eine Vagheit und Fremdheit zum Ausdruck bringen, die auch, aber nicht nur an einem fachwissenschaftlichen Reflex des Fremdwerdens lebensweltlicher Umwelt denken lassen. «Die Angst des Forschers vor dem Feld»<sup>23</sup> so möchte man umterstellen, drückt sich als distanzierende und mystifizierende Abwehr von Feld-

forschung aus. Das wird besonders deutlich in ihrer Zuordnung zur Völkerkunde, etwa als Initiationsritual angehender Ethnologen. Was bedeutet es für die Verortung des Faches, wenn etwa im Feldforschungskapitel in Rolf W. Brecht nichts «Grundriss» nicht mehr wie sonst von «Völkerkundler», sondern unvermittelt vom «Ethnologen» die Rede ist, für den «Feldforschung, auch heute immer noch ein gewisses Zauber- oder Reizwort» darstelle?<sup>24</sup> Solche Exotisierung der Feldforschung verschieben diese geographisch wie auch in bezug auf die eigene Zuständigkeit und Identität ins Fremde, wie sie zugleich auch wieder ein distanzierteres Verhältnis zur Völkerkunde indizieren.

3. Feldforschung wird in Einzelmethoden aufgespalten und damit entschärft. Im methodischen Überblick kann sie z. B. in das narrative Interview, das biographische Interview, Oral History, die schriftliche Befragung und verschiedene Beobachtungstechniken zerfallen, sie wird vom Gewährsprinzip (unter dem man weiterhin einfaches Sammeln von Informationen versteht) ebenso gern abgeköpelt wie von der Erzählforschung.<sup>25</sup> Das macht didaktisch und fachhistorisch vielleicht Sinn, fatal aber ist, dass diese qualitativen Einzeltechniken hier wie in der Forschungspraxis als isolierte und alternative Ansätze stehen bleiben, ansatz integrativ zusammengeführt und aufeinander bezogen zu werden. Eine geradezu absurde Folge davon ist es beispielsweise, wenn narrative Interviews und Feldgespräche durch ihre Zuordnung zur Oral History oder zur teilnehmenden Beobachtung als Quelle und Medium der klassischen Erzählforschung einfach übersichen werden.

Daneben zeigt sich die Fraktionierung und gleichzeitige Abwehr von Feldforschung auch in der Vielzahl von Veröffentlichungen etwa zum biographischen Interview oder zu autobiographischen Quellen, nicht aber zur teilnehmenden Beobachtung, die man doch gleichzeitig gerne als besonders schwierig und sensibel betrachtet – sie zeigt sich aber auch, wenn z. B. Studierende lieber von «Interviews machen» als von «Feldforschung» sprechen.

Über diese Abwehrstrategien nun wird dem Erkenntnispotential der Feldforschung der Zahn gezogen. So liefert eben die Aufspaltung in Einzeltechniken die Forschungsergebnisse dem Vorwurf der Verzerrung und mangelnden Repräsentativität aus, da sie die wechselseitigen Kontroll- und Verifizierungsmöglichkeiten abschneidet, die sich gerade aus der Integration verschiedener Feldforschungszugänge ergeben. Eine flexible, den Gegebenheiten im Feld angepasste Kombination von Methoden führt durchaus wieder auf die volkskundliche Tradition zurück – zugleich aber kann sie immer auch auf die ebenso traditionelle, zientistische Skepsis gegenüber den eigenen methodischen Ansätzen stossen. Denn überall dort, wo sich das besondere kulturwissenschaftliche Potential ethnographischer Feldforschung entfaltet, werden gängige Kriterien von Wissenschaftlichkeit und Objektivität auf den Kopf gestellt. Ich möchte das an drei methodischen Knotenpunkten eines integrativen Verständnisses von Feldforschung zeigen:

1. Die Ausgangsidee methodenpluralistischer Forschung wäre hier, Wirklichkeit über ihre Multiperspektivität, über Vieldeutigkeiten und Ambivalenzen zu fassen. Aus verschiedenen Erhebungstechniken resultieren unterschiedliche Quellentypen, die ebenso unterschiedliche Sichten auf den Feldzusammenhang widerspiegeln und die einander wechselseitig als Kontext und Interpretationshintergrund dienen können. Besondere Bedeutung kommt dabei der Kombination von offenen, narrativen Interviews und den Feldprotokollen aus der teilnehmenden Beobachtung zu, wo sich der «authentische» O-Ton der Befragten einerseits und die subjektive Sicht der Forschenden andererseits ergänzen und kontrollieren. Zusätzlich bietet sich je nach Fragestellung eine ganze Reihe weiterer Feldmethoden vom Wahrnehmungsspaziergang, der Fotografie und Bildanalyse bis hin zum Film, zur Medienanalyse oder auch der historischen Quellenforschung an. Das Ergebnis wird ein umfangreicher Korpus disparater Feldmaterialien sein, der die vielfältigsten und scheinbar widersprüchlichsten, belanglosesten, unwegigsten Informationen enthalten kann. Erst in dieser diffusen Vielfalt aber treten Verdichtungen, Wiederholungen und Variationen von Sichtweisen, Erzähl- und Erinnerungsthemen zutage, hier bilden sich motivische Cluster, in denen feste Strukturmuster sichtbar werden und sich auch gegen Vorannahmen des oder der Forschenden durchsetzen können. Wenngleich man unter gegenwärtigen Forschungsbedingungen nicht ethnologischen Konventionen das Wort reden kann (und dies auch nicht braucht), sind dazu doch eine gewisse Forschungsdauer und -tiefe über die oft üblichen, nachmittäglichen Informantenbesuche hinaus notwendig, ausserdem die Fähigkeit zuzuhören und sich auf das Feld einzulassen, ohne vermeintlich Unwichtiges vorzeitig auszublenden. Mithin bedingt dieser Ansatz zwei recht unwissenschaftliche Dinge: Zum einen Phantasie in der Wahl und Anwendung der jeweils angemessenen Methoden, zum anderen Vertrauen in die Selbstorganisation des Feldes gerade dort, wo es am schwierigsten fassbar zu sein scheint.

2. Das setzt allerdings voraus, dass ein pluralistischer Methodenmix nicht erst bei der Integration verschiedenartiger Quellen ansetzt (und damit wieder die eigenliche Feldforschungspraxis ausblendet), sondern konsequent und kreativ bereits im Feld gewagt wird. Auch wenn dies wieder paradox klingen mag, so kommt eine wahrnehmbare Struktur, ein beschreibbares Ergebnis erst in einer räumlich und zeitlich begriffenen Forschungs- und Erkenntnisbewegung zustande, die der Divergenz, der Prozessualität und Historizität des Feldes folgt. Kollektives Bewusstsein und Erinnern, ebenso wie der gelebte Alltag auch vorglobalisierter Kulturen sind niemals statisch, sondern konstituieren sich jeweils neu im Kontext einer aktuellen Situation. Jedes Feld ist veränderlich, entsprechend entstehen Forschungsergebnisse in einem Prozess beständiger Infragestellung, situativ relativ zum räumlichen Standort und dem zeitlichen Erkenntnisstand des oder der Forschenden. Als Programm der Authentizität, des Forschens vor Ort und im eigenen Augenschein muss Feldforschung damit doch in Kauf nehmen, dass sich ihre scheinbar fest verorteten Gegenstände ständig

verflüssigen und dass sich, folgt man nur den Verweisungen und Vermittlungen der Gewährsleute, lokale Raumgrenzen jederzeit auflösen können: Feldforschung, die sich solchermassen im offenen Raum ereignet, ist per se multisided.<sup>26</sup>

3. Diese ständige, methodische Verunsicherung verschärft schliesslich auch das Problem der Subjektivität des oder der Forschenden. Ich möchte hier nicht mit der pathetischen, und auch wieder mystifizierenden Formel vom «sozialen Tod» des Feldforschers in der Fremde aufahren, und schon gar nicht die gefährlichen, gefühlig-beseelten Ansätze der alten Volkskunde bemühen. Es geht um das emotionale Potential, das jeder Feldbegegnung unvermeidlich innewohnt – und hier nun ist die Dynamik eines Sich-Einlassens auf das Fremde, auf unverständliche, ambivalente oder traumatische Erfahrungswelten, auf Haltungen, die mit der eigenen nicht in Einklang zu bringen sind... nicht zu unterschätzen. Teilnehmende Beobachtung fordert eine kompromisslose Öffnung der eigenen Wahrnehmung ausgerechnet in einer Ausnahmesituation, die das Individuum ständigen Wechselbädern aus Frust, Depression und emotionalen Höhenflügen aussetzt. Gerade deshalb ist es wichtig, öfter oder länger ins Feld zu gehen, ausführlich Tagebuch zu führen und dieses Tagebuch in zeitlicher Distanz und am besten mit fremder Hilfe zu reflektieren: «Die Genauigkeit der Gefühle», wie das sehr präzise bei Dietmar Sauermann ausgedrückt wird, ist hier gefragt.<sup>27</sup>

Dabei aber geht es nicht nur darum, emotionale Verzerrungen und Ausblendungen aufzudecken und unschädlich zu machen. Auch wer nicht explizit psychologisch oder psychoanalytisch arbeitet, kann die Gegenübertragung als wertvolle Quelle nutzen. Das bedeutet auch, die Forschungsbegegnung nicht nur als Kommunikationskanal zu sehen, durch den hindurch der Datenschatz des Feldes zugänglich wird, sondern zu beobachten, inwieweit die Interaktionssituation selbst dessen Rollenmuster und kollektive Strukturen reproduziert. Martin Scharfe wünscht sich in einem programmatischen Vortrag von 1994, in dem er sich noch einmal von den «Fetischen» der Repräsentativität, Quantität und der puren «Ergebnis»-Orientiertheit verabschiedet, für eine künftige Kulturwissenschaft «Farbe», also den Einbezug sinnlicher Qualitäten, «Tiefe und Lot», was vor allem auf das Unbewusste zielt, sowie den Blick auf die Kategorie Geschlecht.<sup>28</sup> Ethnographische Feldforschung könnte diesen Forderungen vielleicht am weitesten entgegenkommen – und zwar auch in Hinblick auf den dritten Punkt «Geschlecht»: Bewusst oder unbewusst kommt in jeder Forschungsbegegnung die Geschlechterdynamik des Forschungsfeldes zum Tragen, und auch dies ist ein Sachverhalt, der (anders als z. B. das Schichtgefälle in der Arbeiterkulturforschung oder im «research up»)<sup>29</sup> bislang kaum reflektiert wird. Wenn beim vergangenen Marburger Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde auffallend wenige Feldstudien vorgetragen wurden, so lässt dies nicht nur Rückschlüsse auf das Verhältnis des Faches zur Feldforschung zu, sondern ist auch mit Blick auf das Thema «männlich-weiblich» ein echtes Manko.

Insgesamt halte ich nicht nur mehr praktische Feldforschungen, sondern auch eine intensivere methodische Auseinandersetzung mit der Feldforschung für überfällig. Dazu möchte ich am Schluss eine Reihe möglicher Ansatzpunkte und Thesen auflisten:

- Feldmaterialien wie Tagebücher, Interviewtranskripte usw. als «reaktive» Quellen, die im Feld von der Forscherperson bzw. in der Forschungsbegegnung produziert werden und die sich irgendwo zwischen Primär- und Sekundärmaterialien verorten, sollten einen klaren Quellenstatus erhalten.
  - In Zusammenhang damit wäre eine intensivere Reflexion von Grenzen und Möglichkeiten der teilnehmenden Beobachtung nötig, um sie aus der Grauzone zwischen Mystifizierung, Diätantismus und Abwertung herauszuholen. Dabei wäre das freie Zugehen aufs Feld prinzipiell als Chance und Stärke des Faches zu begreifen.
  - Als Indiz für die etwas stiefmütterliche Behandlung der Feldforschung im Fachwerte ich die Tatsache, dass Fragen der Anonymisierung sowie der Einspruchs- oder Verfügungsrechte von Informanten und Informantinnen weitgehend ungeklärt sind: Zu Interessenkonflikten, die diesbezüglich im Feld und im Vorfeld von Veröffentlichungen auftauchen können, wären Absprachen und Handlungsvorgaben der Branche durchaus hilfreich.
  - Ausserdem muss eine europäische Ethnologie damit rechnen, dass ihre Ergebnisse auch den Erforschten zugänglich sind. Entsprechend wäre das Problem des Rücklaufs neu zu diskutieren, sowie Fragen, ob und wie die Forschenden selbst ihre Ergebnisse vor dem Feld vertreten sollten.
  - Die vor allem in der Geschichtswissenschaft und der Ethnologie angesiedelte Diskussion über die Raumbezüge und räumlichen Orientierungen von Feldforschung könnte mit Blick auf volkskundliche Forschungspraxen weitergeführt werden, die ja besonders im Verdacht stehen, statische und lokal begrenzte Gedächtnisorte oder anthropologische Orte im Sinne Noras oder Augés zu konstruieren.<sup>30</sup> Mit der weiteren Reflexion der notwendigen Dynamik und Dynamisierung von Feldforschung würde auch dieser Kritik sinnvoll begegnet.
  - Nicht nur in bezug auf die Forschungspraxis im Feld, sondern auch auf den weiteren Umgang mit Feldmaterialien herrscht grosse Unsicherheit. Methoden der Feldforschung, der Textualisierung, aber auch der dazwischen angesiedelten Auswertung und Interpretation sollten daher parallel und mit Bezug aufeinander diskutiert und weiterentwickelt werden.
  - Lohnend scheint ein verstärktes Nachdenken darüber, inwieweit Materialien aus der Feldforschung sowie ethnographische Stichweisen und Zugänge im Museum bzw. für Ausstellungen nutzbar sind.
  - Die Abschottung verschiedener kulturwissenschaftlicher Forschungsansätze voneinander müsste überwunden werden.
- Im besonderen finde ich es reizvoll zu überlegen, inwieweit archivalische Forschung nicht nur mit Feldforschung kombiniert, sondern selbst als Feldforschung begriffen werden könnte. Auch die Auseinandersetzung mit der schrift-

lichen Quelle und mit verstorbenen Gewährsleuten verläuft dialogisch und perspektivisch, auch hier kommt die Subjektivität des/der Forschenden zum Tragen. Andererseits wäre zu bedenken, inwiefern ein Gegenüber, das nicht mehr dialogisch reagieren kann, nicht zugleich fundamental andere Voraussetzungen schafft.

– Insgesamt muss der Einfluss der Subjektivität und Emotionalität der Forscher:persönlichkeit über bloße Feststellungen und Lippenbekenntnisse hinaus ernstgenommen werden. Dazu bietet sich vor allem die Kooperation mit der Ethnopsychanalyse und der Ethnohermeneutik an. Insbesondere wäre über Möglichkeiten nachzudenken, die Forschungssupervision in der Forschungspraxis (an Instituten, in der Projektförderung usw.) besser zu verankern.

– Entsprechend sollte konsequent und unverkrampft das Gespräch mit der Völkerkunde gesucht werden – und zwar weniger in bezug auf die Konkurrenz bzw. Abgrenzbarkeit beider Fächer oder, umgekehrt, auf ihre etwaige Zusammenlegung, als mit Blick auf die Vorteile fließender Grenzen und fachlicher Überschneidungen.<sup>31</sup>

– Alles in allem sollte die Rolle der Feldforschung für die Identität des Fachs weiter thematisiert werden. Was bedeutet uns die Fachbezeichnung «Europäische Ethnologie»? Inwieweit könnte eine Empirische Kulturwissenschaft ihre Identität ganz bewusst und selbstbewusst im interdisziplinären Kreuzungspunkt methodischer und inhaltlicher Ansätze verorten? Welche Rolle spielen volkskundliche Fachtraditionen im heutigen Selbstverständnis und auch in Abwehrreflexen des Fachs? Und, das nur nebenbei: Warum werden Reisebeschreibungen des 18. oder 19. Jahrhunderts zwar als Quelle benutzt, selbst aber nicht mehr gemacht: warum überlassen wir ein Terrain, das wir flexibel und reflektiert handhaben könnten, dem Journalismus?

Im Grossen und Ganzen sind diese Ansatzpunkte und Forderungen nicht neu – im Gegenteil: Und gerade diese Tatsache macht sie so tauglich zur Abwehr des Vordringlichsten: endlich anzufangen.

Dabei könnten wir uns darüber inzwischen sicher auch anders verständigen als im Jahr 1969: «Die Diskussion», so heisst es nämlich im genannten Protokoll Utz Jeggles zum damaligen Tübinger Kolloquium, «wurde oft wenig lebenswürdig, dafür umso entschiedener geführt.»<sup>32</sup>

## Anmerkungen

1. Vgl. den Bericht von Franziska Becker und Beate Binder: Jugend forscht! In: Tübinger Korrespondenzblatt 50 (1999), S. 34–38.
2. Gerhard Lutz: Die Entstehung der Ethnologie und das spätere Nebeneinander der Fächer Völkerkunde und Völkerkunde in Deutschland. In: Heide Nixdorff/Thomas Hauschild (Hg.): Europäische Ethnologie: Theorie- und Methodendiskussion: aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht. Berlin 1982, S. 29–46.
3. Ähnlich beschränkt auch Vera Deisserer noch die Zeit der Jahrhundertwende als die Jahre der «Verwissenschaftlichung der Volkskunde»: «Die Erhebungsmethoden waren ungeläufig jene Tätigkeiten, die wir heute als «rechnerische Beobachtung», «Experimentbefragung», «Fokussiertes Interview» bezeichnen.» Vera Deisserer: Die Volkskunde und ihre Methoden, Perspektiven auf die Geschichte einer «stand-schreitenden Wissenschaft» bis 1945 (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz 21). Mainz 1997, S. 154.
4. Siehe dazu den Tugungsband «Zwischen den Stühlen fest im Sattel!», der quer durch fast alle Beiträge die Interdisziplinarität des Fachs diskutiert oder zumindest voraussetzt: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.): Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Fachs Volkskunde. Hochschulverlag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde Basel, 31. Oktober – 2. November 1996, Göttingen 1997. Vgl. darin insbesondere auch den Beitrag von Klara Löffler: Über die Volkskunde und ihre Alltags-, hier: S. 98. Analog thematisiert Wolfgang Kaschuba in bezug auf den Neuanfang der Europäischen Ethnologie an der Berliner Humboldt-Universität «die Schnittmengen mit der Historischen Anthropologie, der Sozialgeschichte, der Sozialanthropologie oder mit der Kulturosoziologie». Wolfgang Kaschuba: Einleitung. In: ders. (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995, S. 7–9; hier: S. 8.
5. Utz Jeggle: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: ders.: Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 11–46; hier: S. 15.
6. Arnold Niederer schreibt im positiven Sinne von einer «positivistischen Grundhaltung», die «auch in der späteren Zeit der Vorherrschaft der spiritualistisch-impressionistischen Volkskunde nie ganz untergegangen» sei. Dabei spricht natürlich bereits der von ihm aufgezeigte, nationalstatische Entwicklungsgang der romanischen Volkskunde dagegen, diese gegen alle Rationalisierungsversuche hochhalten und beide Strömungen der frühen Volkskunde gegeneinander ausspielen zu wollen. Arnold Niederer: Wege zum nationalen Selbstverständnis und zum Fremdverständnis. Einführung oder Empirie? In: Ethnologica Europaea 4 (1970), S. 43–49; hier: S. 45.
7. Vgl. den Hinweis von Gerhard Lutz auf den Kongress in Arnhem 1955, in dem sich die deutschen Völkerkundler noch einmal vehement der u.a. von Sigurd Erikson formulierten Aufforderung widersetzen, sich dem in anderen europäischen Ländern offenbar unverkrampfter vertretenen Konzept einer europäischen Ethnologie einzuordnen. Lutz (wie Anm. 2), S. 29, 43.
8. Jeggle (wie Anm. 5), S. 11.
9. Utz Jeggle: Dokumentation und Feldforschung. Kompaktsummar des Ludwige-Ulhand-Instituts in Tübingen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 60 (1969), S. 250–253; hier: S. 252.
10. Ebd.
11. Gottfried Korff spricht hier von einem «neurosexuellen Schuldgefühl [...] das sich aus der Einsicht in vergangene Fehler herleitet, und zu einer Vergusshat der eigenen Disziplin gegenüber, im wehrlosen Sinne des Wortes zu einer Disziplinlosigkeit geführt hat.» Gottfried Korff: Das Profil des Fachs und die Möglichkeiten und Grenzen der Interdisziplinarität. In: Burckhardt-Seebass (wie Anm. 4), S. 43–51; hier: S. 47.
12. Martin Scharf: Dokumentation und Feldforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 65 (1969), S. 224–231; hier: S. 228.
13. Ebd., S. 227.
14. Hermann Bausinger: The Renaissance of Soil Methods. Being, ahead by Wätling. In: Folklore Forum 10 (1977), S. 1–8; ders.: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 76 (1980), S. 1–21.
15. Bausinger: The Renaissance of soil Methods (wie Anm. 14), S. 3.
16. Ebd., S. 8.
17. Bausinger: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit (wie Anm. 14), S. 18.
18. Jeggle (wie Anm. 5), S. 13.

- <sup>19</sup> Vgl. ebd. S. 46.
- <sup>20</sup> Ebd. S. 46.
- <sup>21</sup> Als nur ein Beispiel unter anderen sei dazu auf einen neueren und dem Titel nach sicher richtungsweisend gemeinten Münsteraner Tagungsband verwiesen: Hildegard Fress-Reinmann, Michael Sinner (Hg.): *Volkskunde als Programm. Leitfaden zur Jahrtausendwende*. Münster/New York 1996.
- <sup>22</sup> Vgl. z.B. Heide Gerndt: *Studien Skript: Volkskunde. Eine Handreichung für Studierende*. Münster/N.Y./München/Berlin 1997, S. 58–70.
- <sup>23</sup> Vgl. Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1981), S. 51–66. Wie sich auch hier wieder zeigt, ist Lindners erforschende Analyse der subjektiven Dynamik der Forscher-Erforschte-Interaktion selbst ein Beispiel dafür, wie wichtige Feldforschungstheoretische Initiativen auf Zitiervorlägen reduziert und damit in Ehren ruhiggestellt werden.
- <sup>24</sup> Rolf W. Brednich (Hg.): *Quellen und Methoden*. In: ders.: *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie*. Berlin 1988, S. 73–93; hier: S. 19.
- <sup>25</sup> Vgl. dazu z.B. Ingeborg Weber-Kellermann; Andreas C. Bimmer: *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart 1985, S. 117 f.; Brednich (wie Anm. 24), S. 84–90; Gerndt (wie Anm. 22), S. 44 f.
- <sup>26</sup> Zum Begriff der multi-sited ethnography vgl. George Marcus: *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology* 24 (1995), S. 95–177.
- <sup>27</sup> Dietmar Sauer: *Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen*. Zitiert nach Jeggle (wie Anm. 5), S. 44.
- <sup>28</sup> Martin Scharfe: *Grundzüge der Kulturwissenschaft: Volkskunde. Grundzüge ihres Studiums*. In: Rolf W. Brednich, ders. (Hg.): *Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrtausends*. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1994 in Marburg/Lahn, Göttingen 1996, S. 9–22; hier: S. 18 f.
- <sup>29</sup> Vgl. dazu Bernd Jürgen Wernicke; Andreas Wriedl: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 93 (1997), S. 1–16.
- <sup>30</sup> Vgl. Pierre Nora: *Zwischen Gedächtnis und Geschichte*. Berlin 1990; Marc Auge: *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt a. M. 1994.
- <sup>31</sup> Als deutsche Fachvertreterin treibe vor allem Gisela Weiz die diesbezügliche Auseinandersetzung mit der amerikanischen Kulturanthropologie voran. Vgl. Gisela Weiz: *Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 94 (1998), S. 177–194.
- <sup>32</sup> Vgl. dazu den auf dem Tübinger Apfelfest von Eilsbeth Timm vorgetragenen Appell an die „Zwillingstänzer“, Volks- und Volkerkunde sich anstelle ihrer wechselseitigen Abgrenzungshaltung endlich auf ihre Gemeinsamkeiten und auf ein Vereinen ihrer Kräfte zu besinnen (Eilsbeth Timm: *Nicht-Freund, nicht-Feind. Überlegungen zum Verhältnis von Volkskunde und Volkerkunde*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 95 (1999), S. 73.
- <sup>33</sup> Jeggle (wie Anm. 9), S. 251.